



Tagebuch
einer
Winterinvasion
- Erster Fund

Pendraxa

Prolog

Werter Belletristica-Bewohner,
in den folgenden Kapiteln lasse ich Euch den Inhalt eines Tagebuchs zukommen, das ich nach der schrecklichen Winterinvasion am Strand gefunden habe.

Viele der Seiten sind leider miteinander verklebt, verdreht oder verwaschen, weswegen es leider einige Lücken im Text gibt.

Dennoch möchte ich meinen Fund mit Euch teilen. Alleine schon um die Erlebnisse des unbekannteren, tapferen Schreibers zu verbreiten, der zum Wohle Belletristicas sein Leben riskierte.

Meines Erachtens können uns die darin enthaltenen Informationen in Zukunft besser auf die Invasionen durch die Dämonen der Winterinvasion vorbereiten.

Euer Pendraxa

Der erste Tag

Welch frevelhafte Tat habe ich nur verbrochen, dass mich die Götter auf diese Art strafen? Noch heute Morgen saß ich gemütlich am Tisch in meiner kleinen Küche und genoss das frisch gebrühte Lebenselixier, als sich meine heile Welt auf den Kopf stellte. Nicht auszudenken, was mit mir geschehen wäre, hätte ich noch geschlafen. Eines dieser frostigen kleinen Dinger krabbelte die Treppe hinauf, nur knapp einen Meter neben mir durch die Küche und öffnete geschickt die Tür zu meinem Schlafraum. Verwundert schaute ich dieses kleine Ding an, für das ich zu diesem Zeitpunkt noch keinen besseren Namen hatte. Jede seiner Berührungen mit den sechs Beinen hinterließ kleine Eisblumen auf dem Untergrund. Ganz langsam, um möglichst nicht auf mich aufmerksam zu machen, griff ich nach der kleinen Bratpfanne. Eigentlich hätten darin schon zwei Spiegeleier brutzeln sollen, doch wie es der Zufall wollte, hatte ich damit noch nicht begonnen. Wie einen Schutzschild hielt ich das gusseiserne Kochutensil vor meiner Brust, während ich mich leise von meinem Stuhl erhob und dem Krabbler folgte. Durch die halb geöffnete Tür musste ich beobachten, wie dieser über mein Bett lief und mit einem klackenden Geräusch seine Mandibeln tief in meine Matratze trieb. Raureif überzog bereits einen Teil meiner Bettdecke, als sich das bläulich schimmernde Wesen zu mir drehte und ein unerwartet hohes Quietschen von sich gab. Mit dem Sprung in meine Richtung hatte ich nicht gerechnet und bin deswegen heidenfroh, dass meine Reflexe noch so gut funktionieren. Mit der Pfanne schlug ich nach dem Krabbler und schleuderte diesen, begleitet von einem lauten Knacken, auf den Boden. Erst nachdem ich mich mehrfach

versichert hatte, dass sich dieses garstige Ding nicht mehr bewegen würde, hockte ich mich daneben, um den ungebetenen Gast zu begutachten. Meine erste Untersuchung ergab, dass der Panzer, der durch meine Bratpfanne eine deutliche Beschädigung erhalten hatte, vollständig aus Eis bestand und langsam anfang zu schmelzen. Eigentlich hatte ich vor zu warten und dem Prozess zuzusehen, um mehr über diesen Eindringling zu erfahren, doch daraus wurde leider nichts. Zuerst war es nur ein Gefühl, ein kaum wahrzunehmende Temperaturschwankung in der Luft, dann hörte ich das leise Klacken von unzähligen kleinen Beinchen. Gegen einen dieser Frostkrabbler konnte ich mit meiner Bratpfanne obsiegen, doch welche Chancen hätte ich gegen fünf oder fünfzig? Der einzige andere Weg aus meinem Schlafzimmer führte durch das Fenster. Doch was blieb mir schon anderes übrig? Schnell öffnete ich die beiden Flügel und mir stockte der Atem, als ich nach unten blickte. Dort, wo gestern nur das Kopfsteinpflaster des Dorfes zu sehen war, erstreckte sich nun eine Armee aus kleinen, großen und riesigen Wesen. Die Banner der Winterdämonen wurden von Dutzenden Flaggenträgern in die Höhe gehalten und flatterten gespenstisch im Wind. Mein Herz rutschte mir in die Hose. Wie konnte das nur geschehen? Wohin waren die ganzen Bürger verschwunden und was wollten die Dämonen in meinem kleinen Dorf? Sollten sie nicht lieber gegen die großen Festungen ziehen und sich dort den ach so glorreichen Helden stellen? Doch auf diese Fragen hatte ich keine Antwort und wenn ich welche finden wollte, musste ich am Leben bleiben. Das Klackern hinter mir war lauter geworden und mir blieb nur eine einzige offensichtliche Wahl. In der Hoffnung, dass der alte Turm, den ich bisher mein Zuhause nannten, mein Gewicht halten würde, trat ich

auf das Fensterbrett und von dort auf einen der Fensterrahmen, um mich auf das Dach zu ziehen. Wie sich herausstellte, keinen Augenblick zu früh, denn zwei der Krabblers waren bereits so nahe gewesen, dass sie beim Versuch, mich zu packen, aus dem Fenster stürzten. Ohne einen Blick auf meine Verfolger zu werfen, umrundete ich den Turm am Rande des Daches. Vorsichtig und konzentriert gab ich mir alle Mühe, keine der Ziegel abzubrechen, die auf mich aufmerksam machen würden. Von der anderen Seite aus riskierte ich dann einen Sprung auf das tiefer gelegene Dach des angrenzenden Hauses. Im Nachhinein keine sehr kluge Idee, jedoch hatte ich wohl einen Schutzengel, denn ich brach mir keinen einzigen Knochen. Die Frostkrabblers hatte ich mit dieser Aktion zumindest vorerst abgehängt, doch nützte mir das, in einem Dorf voller Dämonen, reichlich wenig. Ohne eine Ablenkung von außen oder dem Glück eines Kobolds steckte ich hier fest. Um nicht auf dem Präsentierteller zu sitzen, falls jemand auf das Dach schauen würde, kauerte ich mich neben den gemauerten Schornstein. Vor mich hin grübelnd und nach einem Ausweg suchend, lauschte ich dem Knurren, Grollen, Fauchen und Brummen der dämonischen Geschöpfe. Sie schienen ihre eigene Kälte mitzubringen, die mir eisig entgegenschlug, mein Hemd durchdrang und mich zittern ließ. Ohne die Restwärme des Schornsteins wäre ich an diesem Herbsttag wohl erfroren. Noch während ich meine Hände und mich so fest wie möglich gegen die Steine presste, nahm ich mir vor, alle meine Beobachtungen aufzuschreiben. Wann würde wohl noch einmal jemand so nahe an diese Wesen herankommen und davon berichten können? Von meiner Position aus konnte ich nur die riesigen Winterdämonen gut beobachten. Sie besaßen Ähnlichkeiten mit dem Geschlecht der

Titanen, auch mit denen der Frostriesen und waren doch etwas anderes. Ihre Körper waren weder mit Haut noch mit Eis bedeckt, vielmehr mit etwas, das nach hellblauem Schiefer aussah. Dennoch trugen sie Kleidung, die aus wahllos zusammengenähten Fellen und Häuten bestand. Meistens standen diese in Paaren nebeneinander und grunzten sich gelegentlich an, als wenn sie eine eigene Sprache hätten. Ich versuchte meinen Kopf mit allerlei Fragen zu beschäftigen, um die beißende Kälte so gut wie möglich zu ignorieren. Auch grübelte ich darüber nach, wo ich wohl ein passendes Schreibgerät finden könnte, um meine Entdeckungen festzuhalten. Zu einem späteren Zeitpunkt, es mussten Stunden vergangen sein, bin ich dann wohl, den Schornstein noch immer umarmend, eingeschlafen.

Die erste Nacht

Als ich wieder zu mir kam, war es bereits dunkel und ich sehr verwirrt. Mein ganzer Körper schlotterte vor Kälte und ich konnte meine Gliedmaßen nur sehr langsam und unkoordiniert bewegen. Wahrscheinlich litt mein Kopf ebenfalls unter der Kälte, denn es dauerte eine Weile, bis ich mich erinnern konnte, warum ich auf einem Dach lag – nur mit einem dünnen Hemd bekleidet. Als dann die ganzen Erinnerungen auf mich einprasselten, wurde mir übel und ich konnte meinen geschundenen Körper gerade so davor bewahren, mich auch noch zu übergeben. Ein paar mal atmete ich durch, sammelte die Reste meines Mutes zusammen und robbte näher an die Dachkante, um die aktuelle Lage zu überprüfen. Mit Verwunderung fiel mir als Erstes das große Feuer auf, das keine 50 Meter von mir entfernt, auf dem Dorfplatz errichtet worden war. Bei der kalten Ausstrahlung der Dämonen hätte ich vermutet, dass diese jegliche Wärme meiden würden. Und so ganz Unrecht hatte ich damit wohl auch nicht, denn zumindest die Krabbler, von denen sich mehrere Hundert zwischen den größeren Gestalten tummelten, näherten sich nicht dem Feuer. Dafür standen etwa zwanzig schwer bewaffnete Krieger in schwarzen Rüstungen recht nahe, mit dem Rücken zum Feuer. Ich konnte mich des Eindrucks nicht erwehren, dass diese etwas vor den anderen Dämonen beschützten oder zumindest vor diesen abschirmten. Für einen Augenblick hielt ich diesen Moment für die richtige Gelegenheit, um ungesehen in eines der Häuser zu gelangen, doch dann ertönen die dumpfen Töne der Jagdhörner. Dem Verklingen des grausigen Mehrklangs folgte eine Stille, die allein schon aufgrund der Anzahl an Lebewesen recht

erstaunlich war. Vor dem flackernden Hintergrund des Feuers trat ein Dämon, wie ich ihn mir in meinen schlimmsten Alpträumen nicht schrecklicher hätte vorstellen können. Der Kopf glich dem eines Löwen, nur dass dieser viele kleine Tentakel anstatt Haaren aufwies. Das Haupt wurde zusätzlich von einem Horn geziert, das sich zum Ende hin in drei separate Spitzen teilte. Seine vier Beine waren lang und liefen nach unten zu spitzen Klingen zusammen, die im Schein des Feuers dunkelgrün schimmerten. Der muskulöse Oberkörper war mit Schuppen bedeckt und schimmerte in den verschiedensten Farben. Mit einem inbrünstigen Schrei reckte er seine Krallen bewehrten Arme in die Luft, wobei ich einen Blick auf ein zweites Paar Arme werfen konnte. Die Dämonen stimmten zischend, brüllend und grunzend in den Ruf mit ein. Regungslos lag ich auf dem Dach und musste mit ansehen, wie vier Dorfbewohner, die ich alle schon lange kannte und wie meine Familie ansah, zu dem schrecklich Anführer der Armee gebracht wurden. Mit einem miesen Gefühl im Magen keimte in mir der Wunsch auf, in die Massen zu springen, dem ersten Dämon eine Waffe zu entwenden und mich durch die Reihen bis ganz nach vorn zu kämpfen. Doch ich wusste, dass es keine Realität gab, in der solch ein Unterfangen von Erfolg gekrönt sein könnte. Als sich die vier Hände um die Häse meiner Bekannten schlossen und diese in die Luft erhoben, tat ich das einzige, was mir in dieser Situation übrig blieb: Ich gab mein Bestes, bei dem folgenden grausamen Anblick nicht laut zu schreien oder meinen Verstand zu verlieren.

[Anmerkung: die nächste Passage war so verschmiert und zerlaufen, dass sich leider nichts mehr entziffern ließ.]

Bis auf die Frostkrabber waren alle Dämonen durch das große Fressen abgelenkt. Die kleinen Mistviecher machten sich scheinbar nichts aus Fleisch. Ich musste noch ein wenig länger in der Kälte verharren, bis kein Krabber mehr zu sehen war. Mit dem Wissen, dass sich auch im Haus ein Dämon aufhalten könnte, kletterte ich an der Regenrinne hinunter, brachte die Bratpfanne in Position und öffnete die Tür. In der Höhe des Schlosses war die Türzarge von einem gewaltsamen Eindringen zersplittert. Im schwachen Licht der Glut, die immer noch im Kamin schwelte, waren keine Lebewesen zu erkennen. Leise drückte ich die Tür wieder zu und durchquerte das Wohnzimmer. Die Tische und Regale lagen zerschmettert auf dem Boden. Alles wirkte wie nach einem Kampf, doch waren keine Personen zu sehen. Irgendwo musste ich einen Unterschlupf finden, einen Ort, an dem ich die Anwesenheit der Dämonen aussitzen oder zumindest einen weiteren Tag heimlich unter ihnen wandeln konnte. Die Tür zum Vorratslager war herausgerissen worden, doch schien nichts von den Vorräten zu fehlen. Zwei kleine Äpfel wanderten in meine Hosentaschen, bevor ich mir ein Einmachglas mit rotem Inhalt nahm und mich weiter umschaute. Im angrenzenden Raum gab es einen massiven Schrank, in den viele Kerben geschlagen worden waren, der jedoch immer noch recht stabil wirkte. Die Pfanne bereithaltend, öffnete ich die Türen und erwartete einen Dämon, der mich sofort anspringen würde. Doch in dem Schrank gab es nur Handtücher, Bettlaken und Nachthemden. Einiges vom Inhalt entfernte ich, bevor ich hinein krabbelte und die Türen von innen schloss. Lange Zeit erwartete ich, dass die Türen aufgerissen wurden und man mich zum Feuer schleifen würde. Warum sollte mir nicht

das gleiche Schicksal vorherbestimmt sein, wie den anderen Dorfbewohnern? Doch die Türen blieben zu. Niemand suchte mich, keiner betrat das Haus. Das Glas fest an mich gedrückt und die Hand bereit am Griff der Pfanne, begann ich leise vor mich hin zu wimmern. Das Gesehene hatte tiefe Narben in meine Seele geschlagen und würde mich wohl den Rest meines Lebens verfolgen. Wie lange oder kurz dieses auch sein möge. Mit tränennassen Wangen umschloss mich nach einiger Zeit ein unruhiger, traumloser Schlaf.

Zweiter Tag

Ein einzelner Lichtstrahl und wohlige Wärme zog mich sanft aus meinem Schlaf. Nach meinem Einschlafen musste ich wohl mehrfach die Position geändert und dabei unbewusst auch die Tür wieder etwas aufgeschoben haben. Schlaftrunken tastete ich nach der Bratpfanne, hielt sie schützend vor meine Brust und drückte die Tür langsam mit dem Fuß auf. Der sonnendurchflutete Raum lag verlassen und friedlich vor mir. Das Verschwinden der Kälte bemerkte ich anfangs gar nicht, vielleicht verdrängte ich dieses auch nur. Bei meinen Erlebnissen am gestrigen Tag wäre das wohl eine normale Reaktion. Leise und vorsichtig schaute ich mich erst in dem Haus um und blickte dann durch die Fenster nach draußen. Nirgends gab es eine Spur von den Dämonen. Für einen Augenblick zweifelte ich an mir selbst. Waren diese schrecklichen Dinger wirklich da gewesen oder hatte ich nur einen merkwürdigen Albtraum? Zu guter Letzt war es das Fehlen von Geräuschen und die verlassen Wege, die mich von der traurigen Tatsache überzeugten, dass es leider kein Hirngespinnst gewesen war. Ratlos, wie ich darauf reagieren sollte, holte ich das Glas aus dem Schrank. Zusammen mit einem Löffel, den ich in einer Schublade gefunden hatte, setzte ich mich an einen kleinen Tisch und gab dem Bedürfnis nach, etwas zu essen. Die Mischung aus herber Süße mit einem Hauch von Schärfe überraschte mich. Ohne es verhindern zu können oder zu wollen, entwich mir ein zufriedenes Seufzen.

Für die kurze Dauer, die ich benötigte, um den Inhalt des Glases bis auf das letzte bisschen auszulöffeln, vergaß ich die Schrecken des vergangenen Tages. Bedauerlicherweise muss jeder einmal mit dem

Essen aufhören und sich den Tatsachen stellen. Ich erinnerte mich an den Gedanken, alles festzuhalten, was ich bisher erlebte. Um in meine Schreibstube zurückzukommen, müsste ich wohl die Tür aufbrechen, falls dies nicht schon längst geschehen war. Mehrere Minuten schaute ich aus dem Fenster und hielt Ausschau, bevor ich den Mut fand, die Tür zu öffnen und auf das Kopfsteinpflaster hinauszutreten. Wärmende Sonnenstrahlen trafen mein Gesicht, waren jedoch nicht in der Lage, meine Angst zu vertreiben. Wie ein Einbrecher am helllichten Tage schlich ich zur Ecke des Hauses und erwartete einen krabbelnden oder schwer gepanzerten Dämon, der mir ans Leder wollte. Ich bin doch nur ein Schreiber, ein Fantast und Former schöner Gedanken. Kein Kämpfer, weder vom Talent noch vom Körperbau. Der Treffer mit der Bratpfanne war eher ein glücklicher Zufall gewesen, auch wenn ich mir gerne etwas anderes einreden wollte. Mit jeder Faser meiner Existenz wollte ich mich verstecken, mich mit Vorräten einigeln und in nächster Zeit nicht mehr ans Tageslicht kommen. Doch meine Füße hatten bereits ein Eigenleben entwickelt und trugen mich, trotz meines eindeutigen Widerwillens, über die Wege zum Eingang meines bescheidenen Heims. Der Versuch, dabei in alle Richtungen gleichzeitig zu schauen, sah mit Sicherheit albern aus. Meine improvisierte, gusseiserne Waffe umklammerte ich dabei so fest, dass mir beim Erreichen der Tür die Hand schmerzte. Die Zarge war ähnlich zersplittert wie bei meinem Nachbarn, doch zum Glück befanden sich auch hier keine Dämonen. Erleichtert atmete ich durch und richtete ein Stoßgebet an die Götter, die es wohl gut mit mir meinten. Mein Arbeitszimmer und die kleine Bibliothek fand ich verwüstet vor, doch schien auf den ersten Blick nichts zu fehlen. Ohne überhaupt darüber

nachzudenken, nahm ich meinen Wanderrucksack und packte ihn mit Sachen und Lebensmitteln voll. Erst danach nahm ich ein leeres Buch aus meinem Schreibtisch, suchte mir drei Bleistifte, die noch in einem guten Zustand waren und begann damit meine Aufzeichnungen im Tagebuch niederzuschreiben, bevor die Erinnerungen verblassen konnten. Ja, genau dieses Tagebuch in dem sie gerade lesen - oder ich gerade lese. Es ist nicht einfach, alle Möglichkeiten zu bedenken, die sich ereignen könnten.

- Später am Tag -

Nachdem ich mit den Aufzeichnungen fertig war, wollte ich noch das restliche Tageslicht nutzen, um mich umzuschauen. Vielleicht wurden noch andere übersehen und fühlten sich ebenfalls wie der letzte Überlebende. Das sinnvollste erschien mir, dem Rathaus einen Besuch abzustatten. Dies schien mir der beste Ort zu sein, wo man sich nach einem Angriff einfinden könnte. Vielleicht hätte ich dieses besser nicht machen sollen. Trotz der Pfanne, die jetzt locker auf meiner Schulter lag, fühlte ich mich alles andere als sicher. Mit der tiefen Traurigkeit, die mich beim Anblick der leeren Wege überkam, hatte ich allerdings nicht gerechnet. Kein freudiges Schreien von spielenden Kindern und kein Streit über Belanglosigkeiten, der auf offener Straße ausgetragen wurde. Das Fehlen der ewig nervigen Fragen, wann ich endlich etwas Neues schreiben oder beschließen würde, doch noch eine Familie zu gründen. Jetzt, da diese Stimmen verklungen waren, fehlten sie mir plötzlich. Die große Tür des Rathauses war aus den Angeln gerissen worden und lag im Inneren des Hauses. Fast zwanzig Minuten lang lief ich durch das Gebäude, öffnete Türen und rief, erst zaghaft, dann aus voller Kehle, nach allen

möglichen Namen, die mir einfielen. Keine Antwort drang an mein Ohr. Resigniert ließ ich mich auf die Stufen zum Eingang des Gebäudes sinken, das noch gestern das Zentrum unseres Dorfes darstellte. Nun hatte ich meine Bestätigung, alles war verlassen. Was sollte ich den nun machen? Was konnte ich tun? Fürs Erste wollte ich mein Tagebuch aktualisieren und anschließend der Schmiede einen Besuch abstatten. Sollte ich wirklich mit dem Gedanken spielen, in eine Welt voller dämonischer Invasoren hinauszuwandern, sollte ich mir etwas Besseres zulegen, als meine kleine Bratpfanne.

Mein gefasster Entschluss

Den kurzen Weg zum Schmied hätte ich mir sparen können. Während bei den meisten Häusern nur die Türen aufgebrochen waren, lag die Schmiede komplett in Trümmern. Etwa eine halbe Stunde hatte ich noch versucht, den Schutt beiseite zu räumen, um darunter etwas zu finden. Bis auf ein Hufeisen und eine verbogene Zange war jedoch nichts zu finden. Vielleicht hatten die Dämonen auch die Weitsicht besessen, alles Waffen ähnliche vorher an sich zu nehmen? Ich stand jetzt vor dem Problem, ob ich mich mit einem Rucksack voller Essen, einem Küchenmesser und der unerwartet nützlichen Bratpfanne in die Wildnis aufmachen sollte. Einerseits kamen zu normalen Zeiten Händler und Reisende ins Dorf, andererseits zog erst gestern eine Armee Dämonen durch den Ort, was eindeutig kein Anzeichen sicherer Wege war. Unstet erkundete ich zunächst das Dorf, schaute in viele Häuser und hoffte, wider bessere Wissens, doch noch auf Überlebende zu treffen. Die allgegenwärtige Stille, die nur gelegentlich durch das Klappern eines Fensterladens im Wind unterbrochen wurde, erschien mir mit jeder Stunde unheimlicher. Mit der traurigen Tatsache konfrontiert, dass ich das letzte lebende Wesen des Dorfes war, brach ich an einer Häuserwand zusammen und erlaubte mir die Hingabe an die nässende Traurigkeit. Es muss etliche Minuten gedauert haben, bis sich mein Blick wieder klärte und ich mich, gezwungenermaßen, den Tatsachen stellte. Ob es Schicksal oder der Wille der Götter war, dass ausgerechnet der Marktplatz und die runter gebrannten Überreste des großen Feuers vor mir lagen, werde ich wohl nie erfahren. Ich tat mein Bestes, um das viele Blut und die

zerfledderten Körperteile einst lebender, geliebter Wesen nicht genauer anzuschauen. Im Stillen murmelte ich ein Gebet an die Göttin des Totenreichs und erschrak dabei vor meinen eigenen Gedanken, die sich um ein qualvolles, langsames Ableben all jener drehten, die diese zu verantworten hatten. Eine nie zuvor dagewesener Hass hatte mich ergriffen. Er brodelte, brannte und nährte sich von meiner Wut auf eine Weise, die mich mit Mut und Kraft erfüllte. In selben Augenblick, als mir bewusst wurde, dass mich dieser Zustand meines Wesens, meiner Freundlichkeit, die Fähigkeit zu Lieben und meiner Fürsorge für Andere berauben würde, kämpfte ich dagegen an. Jetzt, da ich dieses niederschreibe, klingt es ganz einfach – Doch das war es nicht. Wahrscheinlich war nur dieser eine Gedankengang, nicht selbst zum Monster zu werden, der ausschlaggebend war, die Wut letzten Endes anzulehnen. Ohne die Geschichten meiner Mutter, die sie mir vor dem zu Bett gehen zu erzählen pflegte, hätte ich dies vielleicht nicht geschafft. Geschichten waren wichtig, dies hatte ich schon früh erkannt und mich mit Freuden dem schreiben verpflichtet. Doch bis zu diesem Augenblick war mir nicht bewusst gewesen, wie lebensnotwendig sie wirklich sein konnten. Ich besann mich darauf, wer ich war und was ich bewirken konnte. Beobachten und niederschreiben, was auch immer für andere den Ausschlag geben könnte, diese Monster erfolgreich aufzuhalten. Diesen Pfad wollte ich im Auge behalten, um meinen Beitrag zu leisten, gleich wie gering er auch sein mochte. Mit geklärtem Verstand und neuer Energie betrachtete ich mir die Spuren, die von der Arme auf dem Anger zurückgelassen wurden. Neben wenigen Stiefelabdrücken, die wahrscheinlich zu den Dingern in den schwarzen Rüstungen gehörten, fand ich Fußspuren in den

unterschiedlichsten Größen. Die Anzahl der Zehen variierte zwischen drei und sechs, wobei einige Formen eher zu Vögeln und andere zu Paarhufern passten. Im Großen und Ganzen ein einziges Durcheinander, das mir kaum aufschlussreiches einbrachte. Eine Gemeinsamkeit half mir dann jedoch weiter: die Richtung, in die sie wiesen. Was hielt mich noch hier, am Ort meiner Geburt? Ein windschiefer Turm, ein paar Bücher und die Erinnerungen an unbeschwerte Tage? Es gibt niemanden mehr, der mich vermissen könnte. Warum also nicht etwas Sinnvolles mit meiner Existenz anfangen? Lange rang ich mit mir selbst, obwohl der Entschluss doch so deutlich vor mir lag. In einem Augenblick, mein Blick lag gerade auf einer kleinen Stoffpuppe, die mit dem Gesicht nach unten im Dreck lag, stand ich einfach auf und ging los. Einen Schritt nach dem anderen, bis ich alle Häuser hinter mir gelassen hatte. Den Spuren folgend gab ich mein Bestes, die Umgebung im Auge zu behalten. Die Sonne, die sich bereits nach wenigen Stunden dem Horizont näherte, veranlasste mich, einen geeigneten Unterschlupf für die Nacht zu suchen. Als Schreiberling hatte ich auf eine Höhle oder eine schlecht einsehbare Senke gehofft, die ich für ein Lager verwenden konnte. In den Geschichten finden Reisende immer einen Unterschlupf am Wegesrand. Doch mir war solch ein Glück nicht vergönnt. Noch mit den letzten Lichtstrahlen des Tages baute ich, aus meinen Anzihsachen, losem Laub und einem niedrigen Ast, ein kleines improvisiertes Zelt. Ein Feuer wollte ich nicht entfachen, die Möglichkeit gefunden zu werden, erschien mir zu hoch. Außerdem hatte ich nicht daran gedacht, eine Zunderkiste oder einen Feuerstein mitzunehmen. Zum wiederholten Male schollt ich mich einen Narren, einen Träumer und Verrückten, während ich mich zusammenrollte.

Mein Tagebuch habe ich erst am nächsten Tag, im Licht der aufgehenden Sonne, geschrieben. Die Herbstnacht war immerhin nicht ganz so schlimm gewesen, wie befürchtet. Doch nun, ohne das wärmende Feuer meines Kamins, mit einer schwachen Sonne, vermisste ich mein gemütliches Wohnzimmer. Doch meine Entscheidung steht fest. Nach einem kargen Frühstück werde ich mich auf den Weg machen, weiter den Spuren der Arme zu folgen.

Vierter Tag

Seit zwei Tagen reise ich nun den Spuren hinterher. Eigentlich hatte ich gedacht, dass solch eine große Armee nur sehr langsam vorwärtskommen würde, doch da hatte ich mich wohl getäuscht. Auf der anderen Seite war ich nicht gerade der Fitteste und bewegte mich in einem Tempo, das andere wohl als unterdurchschnittliches bezeichnen würden. Das Verfolgen der Dämonen stellte sich allerdings als sehr viel einfacher heraus, als ich mir das gedacht hatte. Die breite Schneise der Verwüstung konnte nicht einmal der Unaufmerksamste übersehen. Platt getrampelte Felder und Wälder, bei denen ein Großteil der Bäume wie Zahnstocher umgeknickt waren, wiesen mir den Weg. Bei jeder Anhöhe hielt ich kurz inne und lugte vorsichtig hinüber. Doch jedes Mal sah ich nur einen weiterführenden Pfad der Zerstörung. Kurz nach meiner Rast zur Mittagsstunde, in der ich mit großer Sorge meine schwindenden Vorräte begutachtete, fand ich die ersten Eisblumen auf dem Boden. Mit einem leichten Schauer erinnerte ich mich an die Frostkrabber und suchte die Ränder der Schneise mit den Augen nach diesen widerlichen Dingern ab. Zu meiner Erleichterung wartete dort jedoch nichts auf mich. In mehrere Lagen aus Stoff gehüllt und sorgsam darauf achtend, dass nichts Mitgeführtes klappern würde, setzte ich meinen Weg fort. Meine Gefühle, die chaotisch zwischen Euphorie und Todesangst hin und her wechselten, machten es mir nicht gerade einfach. Mehr als einmal wollte ich abbrechen und einen anderen Weg einschlagen, doch ich besann mich auf die gesehenen Gräueltaten und zwang mich, mit sturem Willen, nicht von meiner Mission abzuweichen. Es dauerte noch ein paar weitere Stunden, bis

ich die ersten Dämonen zu Gesicht bekam. Diese sahen anders aus als jene, die ich mit meinen flüchtigen Blicken vom Dach aus beobachten konnte. Diese riesigen Wesen, die ich auf etwa fünf Meter Höhe schätzte, waren von Kopf bis Fuß mit grau-braunem Fell überzogen. Auf der Höhe der Schultern ragten dunkelbraune, leicht schimmernde Hörner aus dem Körper, die den gewundenen Stoßzähnen von Elefanten nicht ganz unähnlich sahen. Dort, wo der Hals sein müsste und auch auf dem Kopf und in der Nähe der Wirbelsäule, befanden sich weitere Hörner von ähnlicher Größe, wobei nicht ein Horn dem anderen zu gleichen schien. Die verhältnismäßig kurzen Beine ließ ihren Gang schlurfend und träge erscheinen, wobei sie jedoch so gut wie keine Geräusche machten. Ich nahm vorerst an, dass es sich um Nachzügler handelte, die wahrscheinlich stark, aber nicht sehr schnell waren. In einem weiten Bogen wollte ich einen Blick auf sie werfen, als ein vermaledeiter Ast unter meinen Füßen zerbrach. Im Nachhinein kann ich darüber lachen, klingt es doch wie eine typische Geschichte eines Tollpatsches, der bei der ersten Begegnung gefressen wird. Doch in diesem Augenblick war mir ganz anders. Alle drei Wesen drehten sich gleichzeitig in meine Richtung und liefen in einer Geschwindigkeit zu meiner Position, die ich ihnen nicht zugetraut hätte. Wäre ich weggelaufen, hätte ich wohl keine Chance gehabt. Doch daran war gar nicht zu denken gewesen. Die Angst hatte mich fest in ihrem Griff, fror mich an Ort und Stelle ein und machte aus mir so etwas wie eine Statue. Mir blieb nichts anderes übrig, als regungslos meine Augen auf diese Dinger zu richten. Unter dem zotteligen Fell waren keine Gesichter zu erkennen, bis eines der Wesen so etwas wie ein Knurren von sich gab und dabei seinen

Mund präsentierte. Dieser reichte von einer Seite des Bauches bis zur anderen und hätte ohne Mühe ein Schlachtross samt Reiter verschlingen können. Hinter den langen Zotteln konnte ich mehrere Reihen voller spitzer Zähne erahnen, die eine ähnliche dunkle Färbung aufwiesen wie die Hörner. Keine 2 Meter neben mir blieb einer der Kolosse mit donnernden Schritten stehen. Ich tat einen letzten Atemzug, dankte still den Göttern für mein bisheriges, friedliches Leben und schloss die Augen. Unendlich lang dauernde Sekunden blieb ich in dieser Haltung und wartete auf den Schmerz, der unweigerlich entstehen musste, wenn die Zähne sich um mich schlossen und meinen Körper beim Kauen zermalmten. Zu meiner Schande muss ich gestehen, dass ich mich dagegen nicht im mindesten gewehrt hätte, sei es nur durch den Versuch auszuweichen. Jeder einzelne Muskel war angespannt und verweigerte mir den Dienst. Für eine Weile geschah nichts, dann erklang ein weiteres Knurren, diesmal hinter mir. „Was habe ich jetzt noch zu verlieren?“, dachte ich bei mir und öffnete langsam wieder meine Augen. Der Gesichtslose stand immer noch an der gleichen Stelle und machte nicht den Eindruck, mich überhaupt wahrzunehmen. Die Vermutung, dass er mich nicht sehen konnte, war naheliegend, doch sicher konnte ich mir nicht sein. Während mein überfordertes Gehirn noch versuchte, die Gedanken zu sortieren, nahm ich einen Geruch wahr, der mich an vermoderndes Holz erinnerte. Ganz langsam schaffte ich es, mein Haupt zu erheben, um dieses Wesen genauer zu betrachten. Seine Arme hingen bis fast zum Boden und endeten in drei Spitzen, die Fingernägel sein konnten, aber auch etwas von Ranken hatten. Der massive, fast ovale Leib wies nicht nur in der Mitte so etwas wie

Lippen auf, sondern auch noch im oberen Drittel. Zwei Mäuler können also nicht ausgeschlossen werden. Auf die Beine hatte ich erst recht spät geachtet, diese besaßen eine merkwürdige Ähnlichkeit mit Baumstümpfen. Als wenn die Lage für mich nicht noch schlechter werden könnte, vernahm ich einen grunzenden Ruf aus einiger Entfernung. Einer der Dämonen in schwarzer Rüstung hatte wohl das Fehlen der Nachhut bemerkt und näherte sich im Laufschrift. Viele Optionen blieben mir nicht - Wegrennen wäre fatal, stehen bleiben jedoch ebenso. Hilfesuchend schaute ich mich um. Ein abgebrochener Ast, wahrscheinlich genau der, auf den ich getreten war, und ein paar Steine waren das einzige, das mir zur Verfügung stand. So langsam, wie es mir Angst und Panik erlaubten, ging ich in die Hocke. Warum meine Muskeln in diesem Augenblick wieder gehorchten, weiß ich nicht. Ich nahm einen Stein, der etwas größer als mein Daumen war, und warf ihn mit möglichst wenig Bewegung aus dem Handgelenk. Er flog nur einige Meter, doch die drei Gesichtslosen reagierten sofort und rannten an die entsprechende Stelle. Ich machte mich so klein, wie möglich und zog mir die Kapuze über den Kopf. Inständig hoffte ich, dass mich der gerüstete Dämon nicht gesehen hatte oder noch sehen würde. Zwanzig sehr lange Sekunden musste ich ausharren und bangen, bis ich mehrere grunzende und zischende Laute vernahm. Kurz danach verrieten mir die stampfenden Schritte der großen Schlurfer, dass sich diese langsam entfernten. Vorsichtshalber verharrte ich noch eine Weile in meiner Position und rief mir, zur Ablenkung, die einzelnen Buchtitel auf dem Regal in meinem Arbeitszimmer ins Gedächtnis. Die Götter müssen mich mögen, denn ich entging dieser gefährlichen Situation, ohne dass mir ein Haar gekrümmt wurde. Doch ich würde noch

vorsichtiger sein müssen. Für heute wollte ich jedoch nichts mehr riskieren und suchte mir einen möglichen Unterschlupf, und schrieb alles auf, was mir zu diesen großen Dingern, die ich ab jetzt als gesichtslose Schlurfer bezeichne, auf. Morgen, so ich diesen erlebe, werde ich hoffentlich neuen Mut finden und mich erneut der Armee nähern.

Der fünfte Tag

Meine Wahl des Nachtlagers stellte sich als miserabel heraus. Trotzdem ich inzwischen fast alles an Kleidung übereinander trug und nur den Wollmantel als improvisierte Decke nutzte, fror ich wie Espenlaub. So hielten mich nicht nur die Bilder der Begegnung des Vortages, sondern auch noch meine klappernden Zähne vom schlafen ab. Ein paar mal muss ich wohl weg gedämmert sein, sonst wäre ich nicht mehrfach panisch aufgeschreckt. Müde und durchgefroren betrachtete ich irgendwann das Glühen der aufgehenden Sonne. Resigniert leerte ich meinen Rucksack, legte zwei Äpfel für später beiseite und genehmigte mir den Rest als Frühstück. Die Abenteurer in meinen Geschichten hatten nie ein Problem mit dem Schlafen oder fehlendem Essen. Sollte ich je wieder zum Schreiben kommen, werde ich meine Erkenntnisse wohl einfließen lassen. Abgeschreckt und an Erfahrung reicher, setzte ich meine Verfolgung fort. Fortan jedoch nur noch parallel zu den Spuren und mit deutlichem Abstand. Die Beine gehorchten mir nur widerwillig, wahrscheinlich rebellierten sie gegen den andauernden Marsch, den sie nicht gewohnt waren. Mühsam setzte ich einen Fuß vor den anderen und schaute mich bei jedem Strauch und Baum, dem ich ausweichen musste, achtsam um. Noch bevor die Sonne ihren Zenit erreichte, erspähte ich eine Holzhütte. Abgeschieden stand diese, ohne Anzeichen von Leben oder weiteren Gebäuden, versteckt zwischen mehreren Bäumen. Trotz der Hoffnung, dass diese vielleicht übersehen worden war, griff ich nach meiner Bratpfanne. Langsam ging ich näher, lauschte und suchte noch intensiver nach Spuren von Dämonen. Die erste Eisblume bemerkte

ich dann an einem Baumstamm in etwa 3 Meter Höhe. Innehaltend konzentrierte ich mich auf die oberen Bereiche der Bäume und wurde nach kurzem fündig. Insgesamt 5 Frostkrabber konnte ich ausmachen, die reglos in unterschiedlichen Höhen hockten. Den Griff meines vortrefflichen Schlagutensils umklammernd, wartete ich auf eine Reaktion. Entweder hatten sie mich nicht bemerkt oder folgten einem Plan. Noch konnte ich nicht sagen, wie intelligent diese Viecher waren. Erneut war es wohl meine Untätigkeit, die zum Erfolg führte. Zwei dieser Wesen tauchten auf dem Strohdach der Hütte auf, liefen die Wand herunter, als wenn die Schwerkraft für sie nicht gelten würde, und blieben vor der Eingangstür stehen. Eines der Dinger stieß einen hochfrequenten Ton aus, den ich nicht einmal bemerkt hätte, wenn ich in diesem Augenblick nicht den Atem angehalten hätte. Einen Wimpernschlag später ließen sich die sechs Krabber erst gleichzeitig von den Bäumen fallen und verschwanden dann gemeinsam in die Richtung der Schneise. Ich nehme an, dass ich Zeuge einer eigenen Sprache oder zumindest einer Form von Kommunikation geworden war. Auch wenn meine Hand vom Griff um die Bratpfanne schon schmerzte, hielt ich diese weiter erhoben, als ich mich dem Haus näherte. Ich rechnete nicht damit, jemanden im Inneren anzutreffen, hoffte jedoch auf eine Möglichkeit, meine Vorräte wieder aufzufüllen. Die Tür war nicht aus den Angeln gerissen worden und ließ sich ohne Schwierigkeiten öffnen. Als Erstes schaute ich nur durch den Türspalt. Eine einfache Kochstelle, ein Tisch mit zwei Stühlen und eine durchgelegene Strohmatte. Leise betrat ich den Innenraum, und schaute noch mal nach draußen, ehe ich die Tür schloss. Dass diese Wesen Fallen stellten, hatte ich gerade gelernt. Damit, dass eines von denen zurückgeblieben war,

um auf mich zu warten, hätte ich jedoch niemals gerechnet.

Ich hörte nur zwei kurze, klackernde Geräusch, drehte mich auf dem Absatz um und konnte noch sehen, wie ein Frostkrabber auf mich zusprang. Ob ich mit unglaublichen Reflexen gesegnet war oder erneut mehr Glück als Verstand hatte, kann ich nicht sagen. (In meinen Geschichten vermeide ich solche wiederkehrenden Glücksfälle, diese wirken für mich immer sehr unglaubwürdig. In diesem Fall entsprechen sie allerdings der Wahrheit.)

Die spitzen Vorderbeine verfehlten meinen Hals nur um wenige Zentimeter und drangen stattdessen in meine Schulter ein. Ohne nachzudenken, schlug ich mit der Pfanne zu, wodurch die Vorderbeine dummerweise noch tiefer in mein Fleisch getrieben wurden. Der plötzliche Schmerz löste meinen Griff um die Pfanne und ließ diese laut polternd zu Boden fallen. Mein Angreifer zog unbeeindruckt seine Beine aus der Wunde und für einen Augenblick bestand die Ähnlichkeit mit einem Kämpfer, der mit zwei Degen zum Todesstoß ansetzte. Mit der freien Hand griff ich nach dem schildkrötenartigen Panzer und zog mit einem Ruck daran. Der erneute Angriff auf meinen Hals, der nur den Bruchteil einer Sekunde später ausgeführt wurde, ging knapp daneben. Die Wucht meines Wurfes reichte aus, um den Krabber an die gegenüberliegende Wand prallen zu lassen. Ohne auf den brennenden Schmerz an meiner Schulter und an meiner Hand zu achten, machte ich einen großen Schritt in den Raum und trat mit aller Kraft gegen den Panzer. Meine Bemühungen wurden mit einem lauten Knacken belohnt. Obwohl sich das Wesen nicht mehr zu rühren schien, trat ich noch ein paar mal dagegen. Schnaufend vor Wut, Aufregung und Erleichterung humpelte ich zu einem der Stühle und ließ mich darauf

nieder. Erst jetzt, wo das Adrenalin nachließ, setzte das unerträgliche Brennen in meiner Schulter ein. Meine Hand zitterte und wies eine bläuliche Färbung auf, während eine dicke Eisschicht meine Schulter überzog. Ungläubig klopfte ich dagegen und bemerkte, eher nebenbei, dass mein gefrorenes Blut unter der Schicht zu sehen war. Der Gedanke, dass der Frostkrabber möglicherweise ein Gift injiziert hatte, schoss mir in diesem Augenblick in den Sinn. Um meine, möglicherweise, letzten Minuten oder Stunden nicht zu verschwenden, holte ich mein Tagebuch hervor und machte mich an diesen Eintrag.

Zwischendurch schaute ich immer wieder zu meiner Schulter und dem Krabber, die beide langsam schmolzen. Als ich das erste Blut bemerkte, das über meinen Arm lief, verbannt ich die Wunde mit der Tischdecke. Noch wusste ich nicht, ob ich die Wunde des widerlichen Dings überleben würde, doch für ein Gift war schon entschieden zu viel Zeit vergangen. Mit zwei Holzlöffeln, die bei der Kochstelle lagen, drehte ich das Ding in die verschiedensten Positionen. Viele Erkenntnisse konnte ich daraus aber leider nicht gewinnen. Unter ihrem Panzer scheinen die Frostkrabber einen Hohlraum zu haben, wodurch sie wahrscheinlich anfällig gegen schwere, wuchtige Waffen sind. Ferner war das einzige wirklich interessante nur das Überbleibsel, nachdem alles andere geschmolzen war. Eine graues Etwas, das von Größe und Struktur Ähnlichkeit mit dem inneren einer Walnuss hatte. Ob dies vielleicht das Gehirn des Wesens war oder eine Art von Energiequelle, entzieht sich meiner Kenntnis. Da ich nichts weiter damit anfangen konnte, trat ich vorsichtshalber darauf. Das Geräusch, als es unter meinem Schuh zerplatze, war dem einer Weintraube nicht ganz unähnlich. Nach einigem Stöbern fand ich

noch ein paar Schätze: ein halbes Brot, ein Sack voller Rüben, drei Tomaten und zwei Flaschen mit Wein. Die Verlockung, in der Hütte auszuharren, war schon ziemlich groß. Selbst ungeheizt war sie um Längen wärmer als draußen bei den eisigen Winden. Doch das hieße auch, ich würde meine Mission aufgeben. Schließlich nahm ich einen großen Schluck aus der Flasche, richtete meine Sachen und begab mich wieder nach draußen. Die Bratpfanne hielt ich dabei schützend vor mein Gesicht, denn immerhin könnten weitere Krabblern auf mich warten. Doch meine Befürchtungen bewahrheiteten sich nicht und ich konnte meinen Weg unbehelligt fortsetzen. Unterwegs grübelte ich darüber nach, wie ich mehr über die verschiedenen Dämonen erfahren konnte, ohne von den herum schweifenden Frostkrabblern oder den gesichtslosen Schlurfern entdeckt zu werden. Noch ist mir nichts eingefallen. Doch ich gebe nicht auf.

Die Höhle der Löwen

[Anmerkung des Übersetzers: An dieser Stelle sind leider viele der Seiten verklebt und unlesbar. Alle Versuche, diese voneinander zu trennen oder auch nur ein wenig von dem Text zu entziffern, sind bedauerlicherweise gescheitert. Nach dem Inhalt der lesbaren Seiten zu schließen, fehlen die Eintragungen von schätzungsweise zwei bis drei Tagen.]

Nachdem ich an jedem Abend auf Frostkrabber gestoßen bin, die tatsächlich immer wieder Patrouillen am hinteren Teil der Schneise durchführen, fühle ich mich in meiner Vermutung vom Vortag bestätigt. Diese widerlichen Dinger dienen der Armee als Aufklärer, um Angriff auf den rückwärtigen Teil zu verhindern. In den vergangenen Stunden habe ich mich nun doch durchgerungen, in dieser Nacht kein Lager aufzuschlagen. Ich werde so lange wie möglich marschieren, um vielleicht einen Blick auf die Flanke des Feindes werfen zu können. Auch wenn ich in den vergangenen Tagen kaum geschlafen und dafür umso mehr gefroren habe, sollte ich diese Möglichkeit nutzen. Je länger ich warte, desto weniger Kraft werde ich haben. Die letzten Vorräte habe ich heute Morgen verbraucht. Soweit ich nicht wieder zufällig über eine verlassene Hütte stolpere, könnte das meine letzte Chance sein, etwas Nützliches in Erfahrung zu bringen.

Beim Beginn des Zwilichts kauere ich mich neben einen der dickeren Bäume, machte mich so klein wie möglich und verharrete bewegungslos. Einen erneuten Angriff von den kleinen Flugdämonen, die in dieser Zeit scheinbar vermehrt auf die Jagd gingen, wollte ich

tunlichst vermeiden. Mit den Verbrennungen an den Händen und dem Verlust meines Mantels bin ich am gestrigen Tage wahrscheinlich noch glimpflich davongekommen. Hätte mich noch ein Zweiter bemerkt, wer weiß, ob ich das überlebt hätte? Über mir hörte ich in den nächsten Minuten ein paar mal Geräusche, doch keiner dieser Feuerspucker interessierte sich für mich. Wenn man bedenkt, wie viele verschiedene Wesen sich in der Armee befinden, frage ich mich so langsam, ob sie nur durch ihre Vielfalt so gefährlich sind oder ob ich die wirklich gefährlichen Soldaten lediglich noch nicht gesehen habe. Wage erinnere ich mich an die Vielzahl der verschiedenen Dämonen am ersten Tag der Invasion, doch leider ist nichts Genaueres hängen geblieben. Gerne hätte ich ein besseres Gedächtnis, doch wünschen hilft mir nicht. Deswegen benutze ich dieses Buch, um später entweder selbst nachzulesen oder dem Finder des Buches ein paar Informationen zukommen zu lassen. Das fahle Licht des Mondes musste mir reichen, als ich die Richtung änderte und mich wieder der Schneise näherte. Mein knurrender Magen erinnerte mich mehrfach daran, dass ich etwas zu essen finden musste. Inständig hoffend, nicht von den Geräuschen meines Hungers verraten zu werden, beschleunigte ich meine Schritte. Mein Gespür für Zeit funktionierte nicht mehr, weswegen ich nicht mehr sagen kann, ob ich zwanzig Minuten oder zwei Stunden lang gelaufen bin, bis ich zum ersten Mal das Grunzen hörte. Mit erhobener Bratpfanne begab ich mich in die Richtung des Geräuschs und wurde mit dem Anblick eines kleinen Lagerfeuers belohnt, um das sich mehrere gerüstete Gestalten versammelt hatten. Ich hielt es in diesem Augenblick für das beste, mich still zu verhalten und zu beobachten, auch wenn ich mich liebend gerne so schnell wie

möglich entfernt hätte. Die Rüstung von einem war von jenem tiefen Schwarz, das in einer Form mit dem Anführer dieser Armee in Verbindung stehen musste. Die schützenden Teile der restlichen Wesen, es müssten etwa 25 Stück gewesen sein, glänzten im Feuer. Bis auf die Helme, die jeweils zwei gewundene Widderhörner aufwiesen, wirkten die einzelnen Rüstungsteile wie bunt zusammengewürfelt. Der mittelgroße Felsen, hinter dem ich mich verborgen hatte, war mein einziger Schutz vor einer Entdeckung. Dennoch unterließ ich es nicht, immer wieder vorsichtig zu den Rastenden zu schauen. So nahe an den Dämonen hatte ich zum ersten Mal die Möglichkeit, ihrer Sprache zu lauschen. Die gutturalen Laute, die zusammen mit der Körpersprache einen kleinen Einblick in die soziale Ordnung der Winterdämonen lieferte, klangen für meine Ohren zwar fremd, ließen sich jedoch nach einer Weile unterscheiden.

Ein paar mal konnte ich beobachten, wie sich die Dämonen gegenseitig schubsten und an grunzten, ohne dabei nach ihren Waffen zu greifen. Der Träger der schwarzen Rüstung blieb dabei auffällig außen vor. Vielleicht bekleidete er einen höheren Rang oder sie hatten aus einem Grund Angst vor ihm. Dies konnte ich leider nicht genauer ermitteln. Je länger ich dort lag, desto unangenehmer drückte die Erkenntnis auf meinen Verstand, wie gefährlich meine Neugier war. In die kauende Position hinter dem Felsen zu kommen, war mir leicht erschienen, doch wieder zurück, hinter die nächsten Bäume zu gelangen, wirkte auf einmal viel zu gefährlich. Ich haderte mit mir selbst, was ich jetzt machen sollte, so nahe bei den Monstern, die nicht nur mein Dorf auf dem Gewissen hatten, sondern ganz Belletristica schaden würden. Mit einem müden Lächeln betrachtete

ich kurz die verbogene Bratpfanne – diese würde mir gegen bewaffnete Krieger nicht helfen. Langsam, um möglichst keine Geräusche zu machen, holte ich den Dolch aus meinem Rucksack. Auch wenn es nur ein Stück Metall war, fühlte ich mich sicher, solange ich ihn in der Hand hielt. Ein knurrendes Geräusch, das ich in dieser Art bisher nicht gehört hatte, ließ mich erneut hinter meinem Felsen hervorschauen. Alle Krieger hatten ihren Waffen ergriffen, schlugen sich damit einmal laut scheppernd gegen die Brust und liefen anschließend in die Richtung, in die das Schwert des schwarz Gerüsteten zeigte. Dieser blieb allein, den Blick in die Flammen gerichtet, bei dem Rastplatz zurück. Das war meine beste Chance, von hier zu verschwinden, doch ich zögerte. Ich könnte jetzt ungesehen entkommen und auf der Suche nach etwas Essbarem möglicherweise verhungern. Alternativ könnte ich jedoch auch der Forderung des Dolches nachgeben. Dieser verlangte nach Vergeltung, Rache für all das, was mit den Dorfbewohnern geschehen war. Ein einzelner Dämon, der nichts von mir wusste und fast mit dem Rücken zu mir stand. Meine Gedanken überschlugen sich – hatte ich überhaupt eine Chance? Ich weiß nicht, welcher Wahnsinn von mir Besitz ergriffen hatte, als ich mich erhob und mich, einen Fuß vor den anderen setzend, anschlich. Jeden Augenblick erwartete ich, entdeckt und erschlagen zu werden, doch nichts dergleichen geschah. Bis auf einen knappen Meter wagte ich mich an die Gestalt heran. Etwas Rotes, möglicherweise die Haut des Dämonen, blitzte zwischen dem Helm und dem Brustpanzer auf. Tief atmete ich ein, spannte meine Muskeln und rammte den Dolch mit aller Kraft an genau diese Stelle. Den Laut, der darauf folgte, kann ich mit Worten nur schwer beschreiben. Ein summendes Brummen,

gepaart mit einem Blubbern und Röcheln, das selbst den gefestigten Verstand in den Wahnsinn treiben könnte. Völlig unerwartet drehte sich der Dämon zu mir und richtete seine rot leuchtenden Augen auf mich. Mein Lebtag werde ich nicht vergessen, wie aus dem röchelnden Blubbern ein Lachen wurde, bevor das Wesen vor mir zu Boden stürzte.

Auch jetzt, wo ich diesen Eintrag schreibe, frage ich mich immer wieder, ob der Tod eines einzelnen Dämonen das Opfer meiner Unschuld wert war. Blut klebt unabwaschbar an meinen Händen. Ich wurde zum Mörder. Auch wenn es in dem Glauben an etwas Nötigem, vielleicht sogar gerechtem geschah, so war es doch ein Mord. Ich würde heulen, wenn ich könnte. Ich würde schreien, wenn es mir möglich wäre. Doch ich unterdrücke es, konzentriere mich auf das, was getan werden muss. Wenn es mich schon meine Seele kostet, so soll dieses Opfer so teuer erkaufte werden, wie nur irgend möglich.

Das rot häutige Wesen, das sich optisch nur in sehr wenigen Punkten von einem Menschen unterschied, verbarg ich unter einem Haufen Zweigen und Laub, bevor ich mir die schwarze Rüstung zu eigen machte. Noch sitze ich am Feuer, gestehe meine Tat in dieses Buch, das ich mit besten Absichten zu schreiben begann. Mein schlechtestes werde ich geben, um mich in meine Rolle zu fügen. So die Götter sich an meinem Irrsinn erfreuen, wird sich mir eine Chance bieten, der Schlange das Haupt von den Schultern zu schlagen. Selbst geschrieben wirkt es lächerlich und wahnsinnig, doch ich strebe nichts Geringeres als den Mord am General der Armee an. Mögen mir meine Ahnen vergeben. Möge der Zorn der Götter milde ausfallen.

Mögen die Qualen meiner Seele im Nachleben nicht bis in alle Unendlichkeit andauern.

Einer von vielen

Es war nicht einfach, in die Rüstung des Dämons zu schlüpfen und mich damit zu bewegen. Weder teilte ich die breite Statur, noch hatte ich jemals in meinem Leben eine Rüstung getragen. Meine Waffen waren Feder und Tinte, doch das musste ich jetzt ändern. Zum Wohle von Belletristica griff ich nach dem Schwert und übte mich in der feinen Balance zwischen sicherem Gang und einer akzeptablen Geschwindigkeit. In den nächsten Stunden verbesserte ich mein Gefühl für diese Rüstung, während ich den Spuren der Soldaten folgte, deren Wegschicken mir diese Situation ermöglicht hatte. Die Sonne warf bereits ihre ersten Strahlen über den Horizont, als ich das Hauptlager der Armee erreichte. Ich hatte nicht einmal mitbekommen, dass es in der Zwischenzeit zu schneien angefangen hatte. Auf einer kleinen Anhöhe blieb ich stehen, um mir die versammelten Dämonenkrieger anzuschauen. Ich konnte nicht schätzen, ob sich dort zwei-, fünf- oder zehntausend Wesen tummelten, wobei der rieselnde Schnee auch nicht gerade behilflich war. Der Anblick war sowohl imposant als auch erschreckend. Wie kleine schwarze Pyramiden ragten einige gesichtslose Schlurfer zwischen den Rüstungen der Soldaten hervor. Mit einem unangenehmen Kribbeln im Magen setzte ich meinen Weg fort und näherte mich einem der äußersten Feuer. Meinen Blick stur nach vorn gerichtet, was mir nicht leicht fiel, passierte ich die Wachposten. Jeden Augenblick rechnete ich mit einem bewaffneten Soldaten, der mich aufhalten oder zumindest mit grunzenden Fragen konfrontieren würde. Doch niemand stelle sich mir in den Weg. Zu diesem Zeitpunkt wusste ich noch nichts über die schwarzen Rüstungen und deren Bewandnis.

Mit erhobenem Haupt lief ich beinahe unbemerkt durch die Reihen des Feindes. Bestrebt, meine Nervosität nicht zu offenbaren, schaute ich mich nur sehr wenig um. Die einfachen Soldaten, die mich so deutlich nicht beachteten, dass es auffällig war, traten offensichtlich beiseite. Dadurch öffnete sich mir ein Korridor, dem ich folgte. Was hätte ich auch anderes machen sollen, so unvorbereitet wie ich dieses Unterfangen angegangen war? Auf dem Weg konnte ich ein anderes Wesen in schwarzer Rüstung sehen, das gerade mit dem Schwert einen der Soldaten den Kopf abschlug. Auch wenn ich eine gewisse Neugier empfand, blieb ich nicht stehen und schaute erneut stur geradeaus. Ob absichtlich oder nur durch Zufall führte mich der Weg zu einem Zelt. Das schmutzige Leinen machte keinen sehr einladenden Eindruck, ebenso wenig wie die zwei Eisstatuen, die neben dem Eingang wie Wächter errichtet wurden. Mein Herz musste wohl für ein paar Schläge ausgesetzt haben, als sich die Statuen plötzlich zu mir drehten. Ich nehme an, dass es Eisgolems waren, die das Zelt bewachen sollten. Erschrocken und ohne nachzudenken, beschleunigte ich meinen Schritt und sprang regelrecht in das Zelt. Ob es sich um die Lagerstatt des ursprünglichen Trägers der Rüstung oder eines anderen Wesens mit höherem Rang handelte, konnte ich nicht herausfinden. Fürs Erste war ich erleichtert, dass mir niemand folgte. Dennoch benötigte ich eine Weile, um mich zu fangen und mich etwas genauer umzuschauen. Ein paar Fässer, einige Felle über einer Strohmatten, ein kleiner Tisch und ein Scherenstuhl sorgten für unerwarteten Komfort. Unter dem Deckel des ersten Fasses fand ich einen kleinen Schatz in Form von gepökeltem Fisch. Mit laut knurrendem Magen und wohligem Seufzen stand ich eine ganze Weile davor und verschlang einen Fisch nach dem anderen.

Eigentlich mag ich kein Essen, das aus dem Wasser kommt, doch in diesem Fall konnte mich nichts davon abhalten, dieses schmackhafte Mahl zu verspeisen. Erst danach, meine Zunge fühlte sich schon ganz taub von dem vielen Salz an, setzte ich mich auf den Stuhl und holte mein Tagebuch unter der Rüstung hervor. Noch bin ich mir nicht sicher, ob ich etwas ausrichten kann. Vielleicht komme ich nicht einmal mehr aus diesem Zelt hinaus. Andererseits war ich schon so weit gekommen, dass ich es mir vorstellen konnte, weiterhin unbemerkt unter dieser Invasionsarmee zu wandeln. Scheinbar rechneten diese nicht mit einer Unterwanderung von Spionen. Oder das Glück war mir einfach nur hold. Gleich werde ich das Zelt verlassen und mich erneut unter die Wesen der Armee begeben. Die Idee, weiter nach dem Anführer der Armee zu suchen, erachtete ich weiterhin als ein lohnendes Ziel. So weit wie ich bereits gekommen war, rückte dieses Unterfangen, wenn auch eigentlich utopisch und unwahrscheinlich, durchaus in den Bereich des Möglichen. Also auf nach draußen, auf in die verschneite Landschaft voller Dämonen und Monster.

Verwirrung und Versklavung

Was habe ich mir nur dabei gedacht, wie ein Held aus meinen Geschichten auf eigene Faust loszuziehen? So etwas funktioniert nur im Märchen und ist in der Realität immer zum Scheitern verurteilt. Ein Schreiberling, der den Anführer einer Armee umbringt, um einen Krieg zu beenden, der bereits im vollen Gange ist. Wie verblendet und überheblich kann eine einzelne Person nur sein? Geschieht mir ganz recht, wenn ich das hier nicht überlebe.

Beim Verlassen des Zelttes war ich noch zuversichtlich gewesen, mich schon irgendwie durchzuschlagen. Immerhin machten mir alle den Weg frei und ich musste nur nach einem besonders großen Zelt oder ähnlichen Ausschau halten. Doch schon wenige Schritte nach dem Durchschreiten des Ausgangs rutschte mir das Herz in die Hose. Die beiden Geschöpfe aus Eis hatte ich nicht vergessen, ging jedoch davon aus, dass ich erneut an ihnen vorbeigehen könnte. Genaugenommen bin ich das auch, nur dass sich im Anschluss eines der Wesen von seiner Position löste. Um das mitzubekommen, musste ich mich nicht einmal umdrehen, denn das Knacken und Knarzen von brechendem Eis war nicht zu überhören. Als ich die donnernden Schritte vernahm, machte ich mich darauf gefasst, niedergeschlagen oder aufgespießt zu werden – doch nichts dergleichen geschah. Monoton stampfte der Eisgolem hinter mir her, während ich damit beschäftigt war, nicht in Panik zu verfallen. Dazu kam der Teppich aus frisch gefallenem Schnee, der die weiße Landschaft ungemein rutschig machte. Meine Konzentration galt in den ersten Minuten ausschließlich

meinem sicheren Gang, bevor mir wieder in den Sinn kam, weswegen ich eigentlich hier war. Die Anzahl der Zelte, die weder etwas Prunkvolles noch gepflegtes an sich hatten, war recht gering. Dennoch musste ich eine Weile durch die Reihen der Spalier bildenden Soldaten gehen, bis ich den großen Pavillon zu Gesicht bekam. Die blutroten Zeltwände, die regelrecht zu strahlen schienen, machten es beinahe unmöglich, diesen nicht zu bemerken. Mit dem Golem im Schlepptau, der im gleichbleibenden Abstand hinter mir lief, korrigierte ich meinen Weg. Ich wollte nicht direkt zu dem Eingang gehen, bevor ich nicht etwas mehr sehen konnte. So stapfte ich durch den knarrenden Schnee, vorbei an Hunderten von Soldaten mit Widder-Helmen. Auch an einigen gesichtslosen Schlurfern musste ich vorbeigehen, wobei sich meine Nackenhaare jedes Mal aufstellten, wenn ich ihre schnaufenden Atemgeräusche vernahm.

Mein bedachtes Vorgehen erwies sich insofern als hilfreich, einen besseren Blick auf die Wachposten werfen konnte. Zwei der Gestalten besaßen Schwingen aus rötlichem Leder, die zusammengefaltet hinter den Brustpanzern hervorschauten. Bei den anderen beiden ragten die überproportional muskulösen Arme bis zum Boden. Allen vier war gemein, dass sie keine Helme trugen und mit selbstbewusstem Stolz ihre haarlosen, mit Dornen überzogenen, dunkelroten Köpfe präsentierten. So, und nicht anders, habe ich mir immer Dämonen vorgestellt. In der Zeit, die auf meinem Weg zum Pavillon verging, betrat nur ein einziges Wesen in schwarzer Rüstung das Innere. Meine Hoffnung, dass mir mein erbeutetes Äußeres auch diesen Weg ebnet würde, schien sich zu bewahrheiten. Meinen verbleibenden Mut zusammennehmend, änderte ich meine Richtung

erneut. Meine rechte Hand umklammerte das Heft des Schwertes noch etwas fester als zuvor, während ich auf die Wächter zuhielt. Ob diese mich nur anfauchten oder Fragen auf ihrer infernalischen Sprache an mich richteten, konnte ich nicht in Erfahrung bringen. Keiner stellte sich mir in den Weg und keine Waffe wurde gezogen, als ich erhobenen Hauptes den Eingang zum Pavillon durchschritt.

Als Erstes verwunderte mich die wohlige Wärme, die mir im Inneren entgegenschlug. Nicht weniger Verwunderung registrierte ich das leise Spiel einer Harfe, das der gesamten Szenerie etwas Surreales verlieh. Annähernd 20 Wesen in schwarzer Rüstung standen in einem Kreis um einen Kartentisch, an dem der Anführer stand. Die Krallen bewehrten Hände ruhten auf dem Tisch, während er in einer gutturalen Sprache etwas sagte, das viel zu ruhig für den massiven Körper des Dämons klang. Lautlos öffnete sich eine Lücke in dem Kreis, die ich nach kurzem Zögern einnahm. Hier war ich nun, im Herzen der feindlichen Armee, unbemerkt mitten unter ihnen. Keine vier Meter trennten mich von dem Scheusal mit dem Löwenkopf. Die Erinnerungen an die letzten Augenblicke meiner Bekannten blitzten in meinen Erinnerungen auf. Ihre verzweifelten Gesichter, die zappelnden Körper und all das Blut und die Schreie, als dieses Monster einem nach dem anderen den Kopf abbiss.

Wut und Zorn kämpften mit meinem Verstand um die Vorherrschaft. Der Drang, mit dem Schwert nach vorn zu stürmen und diesem Ding den Gar auszumachen, war übermäßig stark. Es gab nichts mehr, das ich dem entgegensetzen konnte – keine Logik, keine Vorsicht, keine Weitsicht. Meine Muskeln spannten sich, der Griff um das Heft wurde korrigiert und ich atmete noch einmal tief ein, wobei ich den Bewegungsablauf mehrfach vor meinem geistigen Auge durchführte.

Doch dann geschah etwas, das mich erstarren ließ – ein helles, grunzendes Lachen erfüllte den Pavillon. Der Kreis der Soldaten öffnete sich auf der gegenüberliegenden Seite und eine feminine Gestalt trat hindurch. Trotz der dunkelroten Haut, den gefalteten Schwingen und dem Hin und Her schwingenden Schwanz war es unglaublich schwer, dieses Wesen nicht als äußerst attraktiv zu bezeichnen. Selbstsicheren Schrittes ging sie zu dem Kartentisch, schüttelte auffällig ihre langen schwarzen Haare und schaute mit einem verächtlichen Blick zu dem vierbeinigen Dämon, den ich bisher für den Anführer dieser Armee gehalten hatte.

Im Nachhinein bin ich mir immer noch nicht sicher, ob es der fehlende Schlaf, eine Art von Zauber oder doch mein eigenes, verkorkstes Selbst war, das mich fühlen und handeln ließ, wie ich es tat. Denn zu meiner Schande gestehe ich, dass mich der Anblick der wohlgeformten Brüste, die nur von einem knappen Lederband überdeckt wurden, der geschmeidig glänzenden Haut und der deutlich hervortretenden Bauchmuskeln, mehr als nur ein wenig erregten.

Für meine verwirrten Sinne in dieser Situation war dieser Anblick einfach zu viel. Ich wandte meine Augen zu Boden, kniff sie mehrfach zusammen und versuchte mit einem leichten Schütteln meines Kopfes wieder etwas Klarheit zu finden. Ob ich einen kurzen Aussetzer hatte, weiß ich nicht mit Sicherheit zu sagen, ich weiß nur, dass die Dämonin auf dem Kartentisch saß und lasziv in die Runde lächelte, als ich meinen Blick wieder hob. Unglücklicherweise war der Pavillon so gut beleuchtet, dass mein Blick als Erstes auf ihre weit gespreizten Beine traf und ungehindert alles wahrnahm, was die Dämonin so ungeniert präsentierte. Nur am Rande nahm ich ihre

lange, gespaltene Zunge wahr, die demonstrativ das Grau-Grüne Blut von Ihrer Hand leckte, das dem löwenköpfigen Dämon gehören musste, der leblos auf dem Boden lag. Erneut wurde ich mir den Reaktionen meines Körpers auf den Anblick dieses Wesens bewusst, wobei jegliche Erregung in dieser Rüstung nicht nur unangenehm, sondern auch ziemlich schmerzhaft war. Bewegungslos verharrte ich in meiner Position und versuchte mich mit alltäglichen Gedanken von der Situation abzulenken – was nicht funktionieren wollte. War diese Dämonin mit ihrem verfluchten Zauber die eigentliche Macht hinter der Armee? War sie der eigentliche Kopf der Schlange? Ein lautes Knurren zog meine Aufmerksamkeit sowie auch das aller anderen Schwarzgerüsteten auf sich. Ein Vorhang zum hinteren Bereich, hinter dem ich die Lagerstatt des Anführers vermutete, wurde zur Seite gezogen und gab den Blick auf ein riesiges Wesen frei. Das pechschwarze, zottelige Fell machte es im ersten Augenblick schwer, eine Form zu erkennen. Als es sich mit unerwartet grazilen Bewegungen dem Kartentisch näherte, erkannte ich die typische Form einer Wolfsschnauze. Meine Schwierigkeiten, die Augen vom Körper der Dämonin zu lösen, waren wie weggewischt. Der Anblick dieses Werwolfes, der bei einer Deckenhöhe von über drei Metern noch gebückt laufen musste, blieb mir beinahe das Herz stehen. Im Gegensatz zu der Dämonin, deren Anwesenheit eine verstörende Lust hervorrief, sorgte dieser Anblick für das blanke Entsetzen. Mit einer grollenden Stimme, die meine Rüstung unangenehm zum Vibrieren brachte, richtete das Ungetüm seine Worte an die Dämonin. Mit Erstaunen musste ich feststellen, dass ich das Gesagte verstehen konnte. Nach bestem Wissen versuche ich den Inhalt des Gesagten wiederzugeben.

"Civitem Evertere! Das Ärgernis deiner Taten steht mit deinem Nutzen nur noch knapp in Waage. Solltest du einen weiteren meiner Kommandanten auch nur leicht verwunden, werde ich dich persönlich in Stücke reißen. Das ist meine letzte Warnung."

Lächelnd und mit einer Stimme, die Eis zum Schmelzen gebracht hätte, antwortete ihm die Dämonen in gleicher Sprache.

"Nun seid doch mal kein Spielverderber, großartigster aller Generäle. Dieser Niedere war es nicht wert, auch nur in Eurem Schatten zu wandeln. Außerdem haben mir seinen Augen nicht gefallen – das sagt doch wohl schon alles, oder?"

Ungeniert und ohne das kleinste Anzeichen von Furcht oder Respekt rutschte die Dämonin vom Kartentisch und stellte sich vor den Werwolf, wobei sie ihm bis etwa zur Hüfte reichte. Ihre Hände verschwanden im Fell zwischen seinen Beinen.

"Seid ihr sicher, dass ihr ohne meine Erfahrungen und Talente auskommen würdet?", säuselte sie mit provozierender Stimme, bevor ihr Kopf in das Fell zwischen den Beinen des Werwolfes versank. Für einen Augenblick war alles still. Der massive Leib des Generals zuckte ein paar mal, bevor dieser seine Stimme wiederzufinden schien.

"Meine Befehle bleiben unverändert. Versammelt eure Truppen und schwärmt aus. Sucht nach kleinen Dörfern in der Umgebung und lasst kein Lebewesen entkommen. Bis auf ein paar schmackhafte Happen, die Ihr mir persönlich bringt, wird nichts und niemand am Leben gelassen. Verstanden?"

In einem Gleichklang riefen die Schwarzgerüsteten so etwas wie "Rak-Tok", das vielleicht der Name des Generals oder auch nur ein

Äquivalent zu einem "Jawohl" war, und verließen den Pavillon. Etwas zu spät bemerkte ich, dass ich mich als einziger nicht rührte. Der riesige Schädel mit den durchbohrenden gelben Augen beugte sich zu mir herunter. Noch bevor ich handeln konnte, schien der Werwolf sich zu verkrampfen und fing mit einem keuchenden Stöhnen mehrfach an, unkontrolliert zu zucken.

"Für diesen Ort habe ich bereits eigene Pläne, oh großer General", erklangen die Worte der Dämonin, die sich gerade aus dem Schritt des Ungetüms löste, ihren Mund abwischte und auf mich zuing. Alles in mir schrie auf, befahl mir aus dem Pavillon zu rennen, so schnell ich nur konnte. Doch mein Körper versagte den Dienst und blieb wie angewurzelt stehen. Aus der Nähe konnte ich das Blaue und das Grüne Auge der Dämonin erkennen, die mich durch den Sichtschlitz des Helmes betrachtete. Die Rüstung schützte mich vor ihren Berührungen, doch nicht vor dem Wahrnehmen der kurzen, schwarzen Krallen, mit denen sie über das Metall fuhr.

"Denk an meine Worte." Grollte die Stimme des Wolfes, der seine Stimme langsam wiederfand. "Keine Verletzungen, sonst wars das mit dir."

"Keine Sorge mein General, dieser wird nur Freude empfinden, während ich alles aus ihm heraussauge. Das wird ihn nur ein, zwei Tage schwächen, jedoch nicht verletzen. Ihr habt mein Wort."

Ohne eine Antwort abzuwarten, nahm mich die Dämonin bei der Hand und zog mich aus dem Pavillon, vorbei an den Wachen und zu einem kleineren Zelt. Ich weiß noch ganz genau, wie ich im Inneren kurz abwägte, das Schwert zu ziehen, um wenigstens nicht kampfflos untergegangen zu sein. Doch dazu kam ich nicht. Schneller, als ich jemals reagieren hätte können, wurde mir der Waffengürtel gelöst

und der Helm abgenommen.

"Deinen Geruch habe ich im ersten Augenblick wahrgenommen und ich bin neugierig, wie strapazierfähig und ausdauernd einer von euch wohl sein mag. Darum bist du übrigens auch noch am Leben. In meinem Zelt bist du vorerst sicher, solange du mich erheiterst und Befriedigung verschaffst. Du bist mein neues Spielzeug, mein Besitz. Verstanden, mein Hübscher?"

In den nächsten Stunden zwang mich das dämonische Weib zu allerhand Dingen, die ich hier nicht ausführen möchte. Ihre Aussage, mich auszusaugen, war auf jeden Fall in mehr als nur einer Weise äußerst zutreffend. Erst am späten Abend erwachte ich aus einem unruhigen Schlaf und fand mich auf den Fellen ihres Nachtlagers wieder. Eine Flasche Wein und ein silbernes Tablett mit Früchten und gebratenem Fleisch standen für mich parat. Die aufkeimende Frage nach der Herkunft des Fleisches verdrängte ich und verschlang begierig alles, was mir geboten wurde. Erst danach machte ich mich daran, mein Tagebuch aus meinen Sachen zu ziehen, die halb zerrissen auf dem Boden lagen. Auch wenn die Wahrscheinlichkeit gering ist, dass dieses Buch jemals in die Hände eines Belle-Bewohners gelangen würde, schreibe ich nieder, was mir widerfuhr.

Nähert euch niemals diesem Höllenweib! Nehmt diese Warnung ernst, wer auch immer dies finden mag. Ein einzelner Blick von Ihr, die ich mit Herrin Civi ansprechen soll, vermag ganze Armeen zu verzaubern und in ihren Bann zu ziehen.

Mein Schicksal ist ungewiss, vermag ich nicht zu schätzen, wie viele Stunden es mir noch möglich sein wird, diesem unersättlichen Wesen

zu Diensten zu sein.

Noch ein letztes Wort

Am frühen Morgen betrat die Dämonin, verflucht möge sie sein, erneut das Zelt. Mit einem widerlichen Grinsen hielt sie mir ein rot glühendes Brandzeichen entgegen. Jedweder Widerstand gegen die Markierung hätte keinen Sinn ergeben, also ließ ich sie gewähren. Die Schmerzen an meiner Schulter sind den Tag über nicht besser geworden, nur an den Gestank des verbrannten Fleisches habe ich mich inzwischen gewöhnt.

In den Stunden nach meiner Markierung führte mich meine Besitzerin, die mir gönnerhaft noch erlaubt hatte, mir meine Hose und die Schuhe anzuziehen, an einem Strick durch die Armee. Anfangs dachte ich, sie wollte mich als ihr neues Spielzeug vorführen, damit mich keiner aus Versehen erschlägt.

Der lange Fußmarsch kamen wir dann jedoch in die Nähe des Strandes. Schon von Weitem konnte ich die Überreste des Wachturmes sehen, die in einem Radius von gut 100 Metern verstreut lagen. Die einzelnen Steine, allesamt aus massiven Felsen, waren zerborsten und rußgeschwärzt. Keine Macht, die ich mir vorstellen konnte, könnte solch eine Vernichtung heraufbeschwören. Unbeeindruckt zog mich die Dämonin an dem Strick weiter, während ich noch fassungslos zu der Ruine schaute. Erst als wir schon über den Sand liefen, fielen mir die mannshohen Felsen auf, die mit einigem Abstand zueinander am Strand verteilt lagen. Diese ovalen Steine unterschieden sich in Größe und Farbe kaum voneinander und ich konnte mich auch nicht daran erinnern, diese bei einer meiner Reisen gesehen zu haben. Mit Unbehagen registrierte ich den Anstieg der Kälte, immer wenn ich an einem von diesen

vorbeigezogen wurde. Doch wurde mir keine Möglichkeit zur Untersuchung gewährt, vielmehr zog mich meine Peinigerin zielstrebig weiter zu Meer.

Der Gedanke, dass sie mich ertränken wollte, um möglicherweise ein verdrehtes Opferritual für einen ihrer Götter durchzuführen, kam mir durchaus in den Sinn. In meiner momentanen Situation blieben mir allerdings nicht viele Optionen übrig. Also ergab ich mich in mein Schicksal und wollte dem Diktat der Dämonin so lange folgen, bis sich mir ein Erfolg versprechender Ausweg bieten würde. Dass es dazu nicht kommen würde, wusste ich in diesem Augenblick noch nicht.

Als uns nur noch wenige Meter vom Meer trennten, wedelte Civi auffällig mit der Hand in der Luft umher. Kurz darauf tat sich vor uns eine kreisrunde Öffnung durch eine Art Schleier oder Sichtschutz auf, durch die ich etwa ein Dutzend ankernde Schiffe sehen konnte, die meinen Augen bisher verborgen waren. Die Tragweite dieser Entdeckung wurde mir erst später, nachdem mich die vermaledeite Dämonin auf ihr Schiff gebracht hatte, bewusst. Wenn an der gesamten Küste Schiffe vor Anker lagen, die wir nicht sehen können und womöglich mit Verstärkung oder besonderen Waffen ausgestattet sind, könnte das verheerende Folgen auf die Taktik unserer Verteidigung haben. Der restlos zerstörte Turm war dann nur ein Vorgeschmack. Ich bete zu den Göttern, dass dieses Buch von jemandem gefunden wird, der diese Informationen zu den richtigen Leuten bringt.

Beim Durchschreiten der Öffnung konnte ich keinerlei Widerstand oder Luftveränderung feststellen. Ein größeres Ruderboot, in dem ein gerüsteter Soldat saß, wartete bereits auf uns. Die Dämonin stieg ein,

zog mich mit und gab dem Soldaten kommentarlos einen Tritt. Kommentarlos legte sich der Soldat in die Riemen und ruderte uns zu einem großen Dreimaster. An den Seiten des kapitalen Schiffes konnte ich zwei Reihen mit verschlossenen Klappen ausmachen, die auf eine Bewaffnung mit Kanonen hinwiesen. Nach der kurzen Strecke von knapp 20 Metern stoppte der Soldat das Boot, das anschließend durch ein Seilzugsystem nach oben gezogen wurde. An Deck des Schiffes hatte ich nur wenige Augenblicke Zeit, um mir einen Überblick zu verschaffen, bevor ich, mit viel aggressiverem Nachdruck als zuvor, zur Kapitänskajüte gezogen wurde. Entgegen meinen Erwartungen befanden sich auf dem Deck keine Hundertschaft von Soldaten. Stattdessen sah ich angekettete Wesen verschiedenster Rassen, die auf dem Boden saßen und etwas in den Händen hielten. Ein paar schauten ängstlich zu uns auf, wurden dafür jedoch sofort mit Peitschenschlägen eines Besseren belehrt. Einige rot häutige Dämonen, die jenen vor dem großen Pavillon ähnelten, liefen durch die Reihen und sorgten für eine verdrehte Form der Ordnung. Das innere der Kapitänskajüte war ausgesprochen edel eingerichtet. Ein kleiner Thronsaal einer selbst ernannten Königin, wobei ich immer noch nicht in Erfahrung bringen konnte, welche Stellung die Dämonin Civi in der Hierarchie der Invasoren einnahm. Mit einem süffisanten Lächeln fuhr sie mir mit der gespaltenen Zunge über meinen Hals und Oberkörper, während sie mir die Fesseln abnahm. Fest legte sich ihre Hand in meinen Schritt, während sie mir folgende Worte zuraunte: „Labe dich an den Speisen und ruhe in meinem Bett. Wenn es mir später nach dir verlangt, erwarte ich deinen vollen Einsatz. Du möchtest mich nicht enttäuschen, glaube mir.“

Wie geheißen bediente ich mich beim Essen, gleich nachdem die Dämonin die Tür hinter sich zugeschlagen hatte. Einerseits verlangte mein Körper dringend nach Nahrung und andererseits hatte ich eine gute Vorstellung davon, welche Energien ich später aufbringen musste, um die Dämonin auf jede erdenkliche Art zu befriedigen. Erst nachdem mein größter Hunger gestillt war, holte ich mein Tagebuch aus der Hosentasche. Dieses hatte den ganzen Tag darin gesteckt und für eine wunde Stelle an meinem Oberschenkel gesorgt. Vielleicht ist dies meine letzte Gelegenheit, eine Nachricht zu hinterlassen. Alles habe ich so genau niedergeschrieben, wie ich es in Erinnerung hatte. Die Fenster der Kabine lassen sich öffnen und den Strand kann ich von hier aus auch sehen. Bei den Sachen der Dämonin befinden sich einige kleine Statuen. Ich werde mein Buch daran befestigen und alles darauf setzen, dass ich es auf den Strand werfen kann. Möge die Herrin des Glücks mein Geschick lenken und dieses Büchlein in die richtigen Hände fallen lassen. Was auch immer mich am Bord dieses Schiffes erwartet, es wird nicht angenehm werden. Umgeben von Wasser und vielen Wächtern, dürfte sich meine Hoffnung auf eine Flucht auch erledigt haben. Doch noch gebe ich nicht auf. Bis zum letzten Atemzug werde ich kämpfen und nach den Werten und Idealen von Belletristica leben. So schließe ich, voller Hoffnung, meinen Bericht. Alles Weitere liegt in den Händen der Götter.

Nathaniel E. Manatasa